

Am nächsten Morgen erfuhr der Junge, dass sein baumlanger Freund einer Ente aufgefressen war. Von denen, die seine Ankündigung vorbehaltlos geglaubt hatten, musste er sich so manche Rüge anhören; diejenigen, die ihn ohnehin für einen Schwätzer hielten, hatten für ihn allenfalls ein abschätziges Kopfschütteln übrig. Prompt legte sich der Gescholtene mit einem Mann aus Chatfield Corners an und verprügelte ihn nach Strich und Faden.

Für den Jungen hatte sich eigentlich überhaupt nichts geändert. Im Gegenteil: Die Lösung seines Problems war nun noch weiter in die Zukunft verlagert worden. Der Vorfall und die neu entfachten Fragen hatten eigentlich nur zur Folge, dass er wieder ein anonymes Rädchen im Rahmen der „blauen Streitkräfte“ war.

Tagelang versuchte er, eine Antwort auf seine Fragen zu finden, musste sich aber schließlich die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen eingestehen. Erst wenn er mitten im Feuerhagel stehen würde, konnte er auf eine befriedigende Antwort hoffen. Er brauchte eigentlich nur seine Beine beobachten: Würden sie laufen oder im Kampf mit dem Gegner keinen Zoll zurückweichen? In seiner Hütte hingegen, allein mit seinen Gedanken, würde ihm niemand diese Fragen beantworten. So wie ein Chemiker nicht ohne seine Elemente und ihre Reaktionen leben konnte, brauchte er den Kampf, die Gefahr und den Kugelhagel, um sich selbst auf den Grund zu kommen. Was fehlte, war eigentlich nur noch die passende Gelegenheit.

In der Zwischenzeit beließ er es dabei, seine eigenen militärischen Qualitäten mit denen der Kameraden zu vergleichen. Der Lulatsch beispielsweise, den er bereits seit seiner Kindheit kannte, war für ihn immer ein Muster des gesunden Selbstvertrauens gewesen. Und doch: Wenn er sich mit dem langen Jim verglich, sah er dort eigentlich nichts, das er sich nicht selbst zugetraut hätte. Er hatte obendrein die dunkle Vermutung, dass sein Kamerad die eigenen Qualitäten stark überschätzte. Andererseits war es natürlich ebenso gut möglich, dass Jim – in Frieden und Mittelmaß aufgewachsen – erst den Krieg brauchte, um zu glänzen.

Nur allzu gerne hätte der Junge einen anderen Soldaten kennengelernt, der ähnliche Selbstzweifel hegte wie er. Ein freundschaftlicher Austausch ihrer Erfahrungen hätte ihm ungemein viel bedeutet.

Gelegentlich machte er den Versuch, einen Kameraden mit suggestiven Bemerkungen aus der Reserve zu locken. Bewusst hielt er nach Kandidaten Ausschau, die möglicherweise mit den gleichen Beklemmungen zu kämpfen hatten wie er. Doch alle Versuche schlugen fehl. Andererseits wollte er seine Selbstzweifel auch nicht an die große Glocke hängen. Er hatte die begründete Besorgnis, dass ihn ein offenes Geständnis nur in aller Öffentlichkeit bloßgestellt hätte.

Was die Beurteilung seiner Kameraden anging, schwankte er ständig zwischen zwei Extremen und die wiederum waren stark von seinem eigenen Gemütszustand abhängig: Manchmal hatte er den Eindruck, in ihnen ausnahmslos strahlende Helden zu sehen. Er vermutete auch, dass viele den Krieg als Sprungbrett nutzten, um ihre Heldenhaftigkeit noch weiter zu steigern. Er konnte sich durchaus vorstellen, dass viele von ihnen tapfer und heroisch waren, selbst wenn sie ansonsten ein eher unauffälliges Leben führten. Auch wenn er eine Menge von ihnen seit seiner Kindheit kannte, fragte er sich, ob er seine alten Freunde womöglich immer unterschätzt habe. Dann wiederum gab es Momente, in denen er derartige Theorien komplett über Bord warf und sich sicher war, dass sie innerlich genauso zitterten und bebten wie er.

Er fühlte sich deplatziert in der Gegenwart von Männern, die in einer anstehenden Schlacht nichts weiter sahen als ein aufregendes Schauspiel, dem man mit Spannung entgegensah. Doch wenn er dann die geifernde Begeisterung in ihren Gesichtern sah, fragte er sich schon, ob es in Wahrheit nicht Lügner seien.

Fällte er ein derartiges Urteil, ging er umgehend aber auch mit sich selbst hart ins Gericht. Manchmal überkamen ihn Vorwürfe, und er attestierte sich dann Verbrechen gegen die Götter der Tradition.

Es war seiner inneren Unruhe auch nicht zuträglich, dass die Generäle eine, wie er meinte, unerträgliche Unentschlossenheit an den Tag legten. Anscheinend bestand ihre einzige Funktion darin, ein idyllisches Sommercamp am Flussufer zu organisieren. Wussten diese Leute denn nicht, dass die Last auf seinen Schultern immer erdrückender wurde? Er wollte einfach eine Entscheidung, unabhängig davon, wie das Resultat aussehen würde. Manchmal wuchs die Wut auf seine Kommandanten dabei so rapide, dass er schimpfend durchs Lager lief – ganz so, als sei er ein gereizter, abgestumpfter Veteran.

Doch dann, eines Morgens, stand er plötzlich in Reih und Glied. Die Männer seines Regiments flüsterten sich neue Gerüchte zu oder wärmten die alten auf. Im Dämmerlicht des Morgengrauens erhielten ihre Uniformen einen fast schon violetten Glanz. Auf der anderen Seite des Ufers waren die roten Augen noch immer auf der Wacht. Im Osten rollte der Himmel einen gelben Teppich für die aufgehende Sonne aus. Die gigantische Gestalt eines Colonels auf einem ebenso gigantischen Pferd lieferte dazu einen Kontrast wie ein schwarzer Scherenschnitt.

Irgendwo in der Dunkelheit sah der Junge die Schatten von dämonischen Monstern und hörte Geräusche, die von trampelnden Füßen zu stammen schienen. Das Regiment hingegen bewegte sich nicht, sondern trat für eine Ewigkeit auf der Stelle. Der Junge wurde zunehmend ungeduldig.

Als er in die Runde blickte und die unheilschwangere Atmosphäre zu verarbeiten suchte, verstärkte sich seine Ahnung, dass die ferne Bedrohung im Nu über sie hereinbrechen könnte und der Abmarsch tatsächlich bevorstand. Als er zu den rot glühenden Augen auf dem anderen Ufer schaute, schienen sie ständig größer zu werden, um schließlich einer Phalanx angsteinflößender Drachen Platz zu machen. Er drehte sich zu dem Colonel um

und sah, wie er seinen gigantischen Arm hob, um mit den Fingern seinen Schnurrbart zu zwiebeln.

Schließlich hörte er vom Fuße des Hügels die vertrauten Geräusche eines galoppierenden Pferdes. Es war offensichtlich der Bote, der den offiziellen Marschbefehl überbrachte. Der Junge beugte sich nach vorne, um die Szene zu verfolgen. Er atmete schwer. Das Klackern der Hufe, das lauter und lauter wurde, schien den Takt seines Herzens vorzugeben. Der Reiter, das Gewehr über der Schulter baumelnd, zügelte sein Pferd, bis er vor dem Colonel zum Halt kam. Die beiden hatten eine militärisch knappe Unterredung. Die Männer in den ersten Reihen reckten ihre Hälse.

Als der Reiter sein Pferd wieder herumriss und davongaloppierte, drehte er sich noch einmal um und rief: „Und vergessen Sie die Kiste mit den Zigarren nicht!“ Der Colonel gab eine unverständliche Antwort. Der Junge fragte sich, was wohl eine Zigarrenkiste im Krieg verloren hatte.

Im nächsten Moment setzte sich das Regiment in Bewegung und marschierte los, einem vielbeinigen Fabelwesen nicht unähnlich. Kalter Tau lag in der Luft. Das nasse Gras unter ihren Füßen raschelte wie Seide.

Auf dem Rücken des kriechenden Reptils blitzte manchmal ein Stück Stahl auf, akustisch untermalt von dem Knarren der fahrbaren Kanonen.

Während sie vorwärts stolperten, spekulierten die Männer noch immer über das Ziel des Marsches. Einmal rutschte ein Mann aus und fiel auf den Boden. Als er gerade sein Gewehr aufheben wollte, trat ihm sein Nachbar ungewollt auf die Hand. Der Mann mit den lädierten Fingern schrie laut auf, erntete von seinen Kameraden aber nur ein spöttisches Kichern.

Man hatte inzwischen einen breiteren Feldweg erreicht und marschierte nun mit verschärftem Tempo. Im Dunkel sah man die Schatten eines anderen Regiments vor sich, während die Geräusche in ihrem Rücken keinen Zweifel daran ließen, dass ihnen ein weiteres Regiment folgte.

Das flüchtige Gelb des nahenden Tages verschwand in ihrem Rücken. Als die vollen und wärmenden Sonnenstrahlen endlich die Erde berührten, sah der Junge, wie sich zwei lange, schmale und schwarze Kolonnen über die Kuppe eines Hügels wanden und im Wald dahinter verschwanden. Er fühlte sich an zwei überdimensionale Schlangen erinnert, die ihre nächtliche Höhle verlassen hatten und nun durch die Landschaft glitten. Der Fluss war nicht mehr in Sicht.

Der Lulatsch erhob seine Stimme und gratulierte sich selbst, dass er den Abmarsch perfekt und punktgenau vorausgesagt habe. Einige seiner Kameraden meldeten sich zu Wort und behaupteten im Brustton der Überzeugung, selbst diese Schlussfolgerung gezogen zu haben. Sie gingen sogar so weit, sich zu ihrem Scharfblick selbst zu beglückwünschen. Andere in der Gruppe widersprachen und argumentierten, dass der Marschplan offensichtlich völlig anders aussehe. Beide Parteien erschöpften sich in wortreichen Argumenten.

Der Junge wollte von dem ganzen Gerede nichts wissen. Während er sich im planlosen Strom der marschierenden Körper vorwärtstreiben ließ, war er einmal mehr damit beschäftigt, sich in sein ewiges Selbstgespräch zu vertiefen. Er konnte einfach nicht anders. Die Gedanken kehrten unweigerlich in seinen Kopf zurück. Er war niedergeschlagen und misstrauisch und warf seinen Kameraden verstohlene Blicke zu. Manchmal schaute er auch nach vorne zur Spitze des Regiments und fragte sich, ob es wohl zu einer plötzlichen Feindberührung mit anschließendem Feuerwechsel kommen könne.

Doch die langen Schlangen krochen langsam die Hügel hinauf, ohne dass ein Hauch von Pulverdampf zu sehen gewesen wäre. Zu seiner Rechten waberte zwar eine graubraune Dunstwolke, doch die löste sich gerade zügig auf. Direkt vor ihm erstrahlte der Himmel bereits in einem märchenhaften Blau.

Der Junge studierte die Gesichter seiner Kameraden, immer auf der Suche nach einem Indiz, das ihm die Existenz einer Seelenverwandtschaft signalisiert hätte. Doch auch diesmal wurde er enttäuscht. Eine undefinierbare Begeisterung, die anscheinend in der Luft lag und bei den vorausgehenden Veteranen ihren Ursprung genommen hatte, war auch auf das Rekruten-Regiment übersprungen. Die Männer bewegten sich plötzlich mit einem ungebremsten Optimismus und hätten wohl am liebsten sogar ein Lied geschmettert. Sie sprachen von einem Sieg, als sei er bereits eine Selbstverständlichkeit.

Obendrein hatte nun auch der Lulatsch allen Grund, sich bestätigt zu fühlen: Es sah tatsächlich ganz danach aus, als würden sie den Gegner passieren, um ihn dann von hinten anzugreifen. Einige äußerten sogar Mitleid mit den am Fluss verbliebenen Truppen und beglückwünschten sich, selbst Teil eines Stoßtrupps zu sein, der diesen Namen wirklich verdiente.

Den Jungen, der sich wie ein Fremdkörper unter seinen Kameraden fühlte, machten die unbekümmerten Reden nur noch deprimierter. Die Clowns der Kompanie gaben den Ton an, das Regiment marschierte im Rhythmus des Gelächters. Der Schreihals, der seinen baumlangen Kollegen stets aufzog, brachte mit seinem bissigen Sarkasmus ganze Marschreihen aus dem Tritt. Und es dauerte nicht lang, bis alle Männer ihre eigentliche Mission glatt vergessen hatten. Ganze Brigaden grinsten um die Wette, alle Regimenter waren lauthals am Lachen.

Ein eher beliebter Soldat versuchte, eine alte Mähre zu stehlen, die vor einer Farm angebunden war. Er hatte die schlaue Idee, ihr sein Gepäck aufzuladen, um sie dann am Zügel zu führen. Er war auch fast am Ziel seiner Träume, als ein junges Mädchen mit roten Backen und blitzenden Augen aus dem Haus eilte und das Pferd an der Mähre zurückzog. Ein Gerangel folgte, doch das junge Mädchen ließ sich nicht beeindrucken und hielt ihr Pferd fest.

Das Regiment, das an der Straße gerade eine kurze Rast machte, hatte die Szene lautstark kommentiert und sich dabei eindeutig auf die Seite des Mädchens geschlagen. Die Männer waren von der Episode so fasziniert, dass sie für einen Moment den Grund ihrer Mission vergaßen. Sie verhöhnten den diebischen Gefreiten, machten sich über sein Äußeres lustig und überhäufeten ihn mit ausgesuchten Schimpfworten. Für das tapfere

Mädchen hingegen hatten sie nur Applaus – und sogar einen guten Rat: „Greif dir doch einfach ’nen Knüppel und verprügel den Kerl.“

Als der Kerl dann ohne Pferd bei seinem Regiment wieder eintraf, wollte das Buhen und Pfeifen gar nicht mehr aufhören. Die Soldaten machten sich einen Spaß daraus, ihren Kameraden nach Herzenslust niederzumachen. Das Mädchen hingegen, das schwer atmend vor dem Haus stand und die Soldaten bitterböse anstarrte, überschütteten sie mit Lob.

Als die Dunkelheit einsetzte, löste sich das Regiment in einzelne Gruppen auf, die auf verschiedenen Wiesen ihr Nachtlager bezogen. Während die Zelte wie exotische Pflanzen aus dem Boden schossen, bildeten die flackernden Lagerfeuer ein Geflecht aus rot-leuchtenden Blüten.

Der Junge ging dem Austausch mit seinen Kameraden möglichst aus dem Weg. Im Schutz der Dunkelheit machte er einen kleinen Spaziergang und ließ seinem Weltschmerz freien Lauf. Aus der Entfernung hatten die Feuer einen fast schon satanischen Effekt, noch verstärkt durch die schwarzen Gestalten, die vor den Flammen hin und her huschten.

Er legte sich ins Gras. Die Halme streichelten seine Wangen. Der Mond war bereits angeknipst worden und hing irgendwo da oben in einer Baumkrone. Die silbrige Stille der Nacht, die ihn wie eine Decke umhüllte, löste bei ihm eine Woge von Selbstmitleid aus. Es war ein rundum wehmütiges Gefühl, das durch die laue Brise und die nächtliche Stimmung nur noch intensiviert wurde.

Er wünschte sich sehnlichst, wieder zu Hause zu sein und die endlose Runde zu drehen, die ihn vom Haus zur Scheune, von der Scheune zum Feld, vom Feld zur Scheune und von dort wieder zurück nach Hause führte. Wie oft hatte er die gescheckte Kuh und die anderen verflucht, sodass er manchmal sogar den Melkhocker nach ihnen geworfen hatte. Und doch schienen die Kühe heute so etwas wie einen außerweltlichen Heiligenschein um ihre Köpfe zu tragen. Er hätte jedenfalls alle Messingknöpfe dieser Welt dafür gegeben, auf der Stelle zu ihnen heimkehren zu können. Irgendwie, sagte er sich, war er für das Soldatenleben einfach nicht gemacht. Und er grübelte über die emotionalen Unterschiede, die zwischen ihm und den Männern bestanden, die dort wie Kobolde ums Feuer tanzten.

Plötzlich hörte er ein Rascheln im Gras. Als er seinen Kopf drehte, sah er Wilson, den vorlauten Schreihals. Der Junge stieß ein „Oh, Wilson!“ hervor. Wilson trat näher und schaute zu ihm herunter. „Wen haben wir denn da? Bistes wirklich, Henry? Was zum Teufel treibst du hier?“

„Och, bin nur am Nachdenken“, sagte der Junge. Wilson hockte neben ihm nieder und zündete sich behutsam die Pfeife an. „Siehst ganz schön bedröppelt aus, Junge“, sagte er. „Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen? Was ist denn los mit dir, Teufel noch mal?“

„Och, ist nichts“, wich der Junge aus.

Der Schreihals begann einen Monolog über die anstehende Schlacht. „Diesmal haben wir sie bei den Hammelbeinen“, sagte er enthusiastisch und strahlte dabei über beide Backen. „Diesmal schnappen wir sie! Und dann, zum Donnerwetter noch mal, knüpfen wir sie uns richtig vor.“